Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 16 (1912)

Artikel: Sagen und Schwänke aus Uri

Autor: Müller, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-111435

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sagen und Schwänke aus Uri.

Gesammelt von Josef Müller, Spitalpfarrer in Altdorf.

(Zweite Fortsetzung.) [1])

Propst Arnold in Bürglen.

Heinrich Arnold, Propst zu Bischofszell, stand 1785 bis 1819 als Pfarrer dem Kilchsprengel Bürglen vor. Er genoss den Ruf grosser Frömmigkeit, und das Volk erzählt von ihm:

Einst, da Propst Arnold bei der Feier der hl. Messe im Begriffe war, das hl. Blut zu geniessen, erblickte er mit Schrecken und Abscheu eine grosse Kreuzspinne im Kelch. Voll Ekel wollte er das hl. Gefäss samt Inhalt auf die Seite stellen, doch die Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten und ein unerschütterlicher Glaube bewogen ihn, allen Ekel zu überwinden und die hl. Kommunion zu vollenden. Und merkwürdig! von der Spinne war beim Genusse des hl. Blutes keine Spur zu fühlen; es war eine Versuchung und ein Trugbild des Bösen gewesen!

Der mahnende Stab.

Johann Sebastian Anton Wipfli, gebürtig von Schattdorf, zuerst Pfarrer in Flüelen, dann Professor und Organist in Altdorf, gestorben 1785 als Dekan und Pfarrer zu Bürglen, spielte im Herbstmonat 1745 zu Altdorf in dem Volksschauspiel „Urania pressa, libera et sancta“ die Rolle des Wilhelm Tell. Als im Jahre darauf die Pfarrei Bürglen durch Todesfall erledigt wurde, bewarb sich auch Wipfli um die ehrenvolle Stelle und wurde neben drei andern Mitbewerbern als der würdigste von den wählenden Bürglern auserkoren, wobei aber der Umstand, dass der Erwählte im Jahre vorher ihren berühmten Mitbürger so trefflich dargestellt, stark in die Wagschale fiel.[2]) Als im Herbstmonat 1747 die studierende Jugend und die Bürgerschaft des Hauptfleckens Altdorf das Schauspiel „Constantia Coronata“ und 1761 den „Zweykampf zwüschend Him-

[1]) Vgl. Archiv XV, 69 ff. und XVI, 12 ff. — [2]) Pfarr-Arch. Bürglen.

mel und der Höll um deß Joannes Guarini Seel" dem schaulustigen Volke vorführten, da hatte auch der würdige Pfarrer von Bürglen jeweilen eine Hauptrolle und eine allegorische Figur zu versehen.[1]) Sein Porträt bewahrt die geräumige Sakristei der malerischen Pfarrkirche zu Bürglen. Dasselbe zeigt neben dem Bildnis des Verewigten noch eine kleine Orgel und einen Stock. Vom letztern erzählt sich das Volk, es sei der Spazierstock des Pfarrers gewesen. Damals war es noch Übung, dass die Geistlichen, welche um eine kirchliche Stelle warben, sich vor der Wahlgemeinde persönlich stellten und dem Volke empfahlen. Wipfli, zu jener Zeit Professor in Altdorf, war unschlüssig, ob er um die Pfarrpfründe Bürglen anhalten wolle. Noch am Wahlsonntag selber, Sonntag Oculi 1746, schwankte er. Während er hin und her sann, fiel sein Spazierstock in der Ecke um [nach andern sei derselbe sogar aus der Ecke getreten und habe sich gegen Wipfli zu bewegt], was dem Zaudernden eine deutliche Mahnung war, den Stab zu ergreifen und vor die Wahlgemeinde zu treten. Der Erfolg ist uns bekannt.[2])

Verratene Armut.

Mager war die Pfarrpfründe Seedorf, welche Kaspar Imhof, gebürtig von Bürglen, 1797—1837 inne hatte. Was dieser barmherzige Geistliche sich dabei noch am Munde absparte, verschenkte er an die Armen oder verwendete es an seinen Neffen, den bekannten nachmaligen Bildhauer und berühmten Künstler Heinrich Max Imhof in Rom. Bittere Not herrschte oft im Pfarrhof. Das Volk erzählt sich folgende Episode:

Einst kehrten drei geistliche Herren bei Pfarrer Kaspar Imhof ein. Darüber grosse Bestürzung im Hause, denn weder Küche noch Keller boten etwas, das man den Gästen hätte vorsetzen können; nur in einem kleinen Teich des Hausgartens schwammen noch ahnungslos drei lustige Fischlein. Auf Befehl des gastfreundlichen Pfarrers mussten diese ihr Leben der menschlichen Nächstenliebe zum Opfer bringen. Wie sie nun in die Pfanne wandern sollen, musste die Haushälterin zu ihrem Entsetzen erfahren, dass trotz alles Suchens auch nicht ein Lot Butter im Hause aufzustöbern war. Den letzten Rest hatte der mitleidige Hausherr vormittags einem notleidenden Bettler ge-

[1]) Geschichtsfreund 61 S. 208—215. — [2]) Vgl. 16. u. 18. Urner Neujahrsblatt S. 130 u. S. 68.

schenkt. Entrüstet eilt die resolute Dienstmagd zur Stube und ruft in unverfälschter Mundart, dass es die Gäste hören, dem Pfarrer zu: „Wenn i müeß Fisch bratä, so meget-er dänk chu und z'erscht i Pfannä schyßä!“ So war die Armut des braven Seelsorgers von Seedorf verraten. Ungespeist mussten die drei Herren weiter ziehen, sandten aber später dem armen Landpfarrer einen gehörig gefüllten Ankenhafen ins Haus.

Seinem geistlichen Onkel hat der dankbare Neffe Heinrich Max Imhof ein würdiges Denkmal gestiftet in Gestalt eines lieblichen Muttergottes-Bildes in weissem Marmor neben dem südlichen Portal der stattlichen Pfarrkirche von Altdorf.

Landesstatthalter Hans Kuon.

Zu Törelen, Gemeinde Spiringen, erzählt die Sage, wohnte Landesstatthalter Hans Kuon[1]) und erbaute das schöne Haus, das heute noch am hintern Mühlebach ob der Strasse steht. Während des Baues ritt er mit seinem Knecht gegen Schwanden (ein Weiler östlich von Unterschächen); unterwegs wurden beide auf der Rübi von einem Bergsturz überrascht. Der Knecht ritt in der Richtung gegen Äsch vorwärts und rettete sein Leben, sein Meister sprengte zurück, dem Tod in die Arme.

Das kleine Bethäuschen bei der Rübi soll an den Unglücksfall erinnern.[2]) Vor einigen Jahren sei etwas westlich der neuen obrigkeitlichen Werkhütte hinter Eistersmatt in der Nähe der Unglücksstelle tief im Schutt ein Rosseisen zum Vorschein gekommen.

Das Stickihaus zu Spiringen.

Im Oberdorf zu Spiringen erblicken wir ein stattliches, wohlproportioniertes Bauernhaus mit der Jahrzahl 1577; es heisst das „Rothaus“, weil es einst rot bemalt war. Die Überlieferung sagt bald, es sei früher ein Wirtshaus, bald, es sei die

[1]) Urner Neujahrsblatt VII u. XVI und Bürgerhaus in Uri S. LIII. Basel 1910. Statthalter Kuon entstammte einer Schächentalerfamilie, die zu Unterschächen und Spiringen begütert war, ist der Stifter der St. Joderskapelle auf dem Büel zu Unterschächen, aus welcher später die Pfarrkirche hervorging, und starb um 1573. — [2]) Diese Volksüberlieferung darf ganz wohl als geschichtliche Wahrheit gelten. Noch heute werden zu Spiringen und Unterschächen die Jahrzeiten des Statthalters Hans Kuon gehalten.

Wohnung einer Standesperson gewesen, bald auch behauptet sie, es habe die rote Bemalung einem Wettstreit zu verdanken. Gleichzeitig mit dem Rothaus sei nämlich das Haus im Sticki gebaut worden. Zu Anfang des Baues verabredeten sich die Besitzer, wer zuerst den Bau zu Ende führe, solle sein Haus rot anstreichen lassen. — Beim Bau des genannten Stickihauses wollte der Sohn des Besitzers, welch letzterer zugleich der Baumeister war, schon mehr regieren als der Vater. Da sprach derselbe zu seinem Sprössling: „Wenn du imstande bist, wie ich, eine Queraxt durch die Schuhe hindurch zwischen je zwei und zwei Zehen des rechten Fusses zu schlagen,[1]) ohne einen zu verletzen, so sollst du Meister sein, andernfalls aber will ich allein den Bau leiten.“ Der Vater bestand das Kunststück, der Sohn aber wagte es nicht. So blieb also der Vater alleiniger Baumeister.[2])

Breitebnet in Bürglen.

Im Gut Lehn bei Trudelingen, Gemeinde Bürglen, starb der Vater, der nebst dem Wohnsitz Lehn auch das Gut Breitebnet im Besitze hatte. Die zwei Söhne warfen das Los um die zwei Güter, und als dem jüngern das Breitebnet zufiel, rief er unwirsch aus: „Müeß etz doch ich uf der Steityfel üfä!“ Heute würde niemand mehr das Breitebnet einen „Steinteufel“ nennen, mit seinem fetten Boden und dem schönen Obstwuchs gehört es zu den ertragreichsten Gütern der ganzen Gemeinde Bürglen und schaut am Eingang ins Schächental stolz über das Talgelände hinaus.

Oberschwand zu Spiringen.

Es muss ungefähr um die gleiche Zeit gewesen sein, als die heutigen vier Oberschwandberge zu Spiringen einem einzigen Besitzer zugehörten und zwar „ledig und los“ [frei von Hypotheken]. Da sie nicht eingehagt waren, bekamen sie öfters Besuch von fremdem Vieh. Der Eigentümer klagte endlich vor Gericht, bekam aber den Entscheid, dass er, so lange sein Land nicht eingehagt sei, keinen Rechtsschutz gegen Eindringlinge beanspruchen könne. Doch einen Hag wollte der Bauer nicht herstellen, eher, so war seine Erklärung, würde er den

[1]) Wörtlich: „Wend dü imstand bisch mit-erä Twär-Äx alli fyf Zeechä z'spaltä.“ — [2]) s. Bürgerhaus in Uri S. LIV.

Berg aufwerfen. Heute würde jedenfalls niemand mehr die vier Oberschwandberge um eines so geringen Opfers willen fallen lassen. Das Land scheint zeitweise sehr wenig abgeworfen zu haben, kam es doch vor, dass ein Bauer im Schächental eine so kleine Bürde ab seinem Heimwesen eintrug, dass sich noch seine zwei fast erwachsenen, faulen Söhne an das Heuseil hängen konnten!

Der schlaue Freier. (Schwank.)

Ein armer Bursche hatte Bekanntschaft mit der schönen Erbtochter eines verstorbenen, reichen Bauers und hätte sie gerne heimgeführt. Da er sie um ihre Hand bat, liess er auch die wohlberechnete Bemerkung einfliessen: „Wenn alles gut geht, werde ich im nächsten Winter über ein schönes Haus, eine ertragreiche Matte und ein Sennten Kühe verfügen.“ Die Holde schenkt ihm ihre Hand, im Herbst wird die fröhliche Hochzeit gehalten und der Ehemann zieht einstweilen in das Heim der Gattin. Im Winter möchte diese auch die Güter ihres Gemahls sehen; dieser zeigt ihr das schöne Haus, die ertragreiche Matte und das Sennten Kühe, das sie ihm in die Ehe gebracht, und bemerkt der Verblüfften, dass alles gut gegangen und er nun über diese schönen Sachen verfüge.

Ein anderer Freier verfügte ebenfalls nur über einen gesunden Verstand, zwei starke, arbeitsame Hände, guten Witz und ein Paar über und über „verplätzet“ [geflickter] Hosen. Da er eines Tages mit seinem Schatz über Feld und Wiesen spazieren ging, erstellte er sich bei diesem und jenem „Plätz“ [Stück] Land, machte sie auf denselben aufmerksam, klopfte dann mit seiner rechten Hand wuchtig auf einen „Plätz“ [Flick] seiner Hosen und sprach lustig: „Der Plätz isch aï mynä!“ Die Braut glaubte nun, der Bursche müsse reich sein, da er so viele „Plätz“ sein eigen nannte, und heiratete ihn. Sie mochte wohl grosse Augen machen, als ihr der Mann zum ersten Mal seine Hosen unterbreitete, um sie um einen neuen „Plätz“ zu bereichern und die verschiedenen Felder derselben zu bearbeiten.[1])

[1]) Eine ähnliche Erzählung findet sich auch in: Walliser Sagen, 1. Bd. (Brig 1907) S. 234; vgl. dazu die Rechtssagen z. B. bei Rochholz, Schweizersagen 1, 112 ff.; ferner Jegerlehner, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis S. 197 Nr. 92; Archiv 15, 17; Wünsche, Sagenkreis vom geprellten Teufel S. 90.

Der schlaue Verkäufer. (Schwank.)

Jeweilen am Donnerstag bringt der Schächentalerbauer seine Zöpflein Anken auf die Ankenwage zu Altdorf auf den Markt. So ist es schon seit vielen Jahrhunderten. Und in den vielen Jahrhunderten gab es auch schlaue Bäuerlein, die es verstanden, ihre Kunden auf den Leim zu führen. So war einmal ein solches Manndli [die Schächentaler sagen, es sei ein Glarner gewesen], dem wenig Anken, wohl aber Holz zu Gebote stand, das aber doch Anken verkaufen wollte. Es überstrich mehrere viereckige, artige Holzklötze mit der wenigen süssen Butter und rief fröhlich dem kauflustigen Publikum zu: „Wer will mir meine Holzschlegel da abkaufen?“ Die Leute lachten über den vermeintlichen guten Witz und kauften diese Holzschlegel; wer aber glaubte, Butter gekauft zu haben, fand sich arg getäuscht; reklamieren half nichts, der witzige Verkäufer hatte ja seine Ware ganz richtig als Holzschlegel angeboten.

Der Lumpen-Jeri zu Glattenried wollte Heu zum Aufhirten verkaufen. Er füllte das Innere seines magern Heustockes mit soliden Steinen aus, stampfte wacker darüber her und pries dem Käufer seine gutgelagerte Ware mit den Worten: „Das isch Heiw wië Mürä“ Auch hier giengen dem Käufer die Augen zu spät auf, als er bemerkte, dass sein Heu allzu tatsächlich die Eigenschaften einer Mauer aufwies. (19. Jahrh.)

Wie Einer „rechten“ lernte. (Schwank.)

Ein Wissensdurstiger sprach zu seinem Freund, der des „Rechtens“ [Prozessierens] kundig war: „Lehre mich auch rechten, wie du es kannst.“ „Gut,“ meinte der Rechtskundige, „siehe, da kommen zwei gute Bekannte des Weges; wir werden mit ihnen sprechen; ich werde dich Verschiedenes fragen und du wirst alle meine Fragen und Behauptungen bejahen.“ Der Arglose ging darauf ein. Im Verlaufe des Gespräches mit den zwei Bekannten wurde er von seinem Rechtslehrer gefragt: „Nicht wahr, ich habe dir im letzten Frühling 30 Gl. geliehen?“ „Ja, das ist wahr.“ „Du hast versprochen, mir die 30 Gl. im nächsten Herbst zu zahlen?“ „Ja, das habe ich versprochen.“ Das Gespräch wurde abgebrochen, und die guten Freunde gingen auseinander. Im nächsten Herbst erhält der arglose Schü-

ler von seinem Rechtslehrer die Aufforderung, die schuldigen 30 Gl. baldigst zu entrichten, ansonst weitere rechtliche Schritte getan würden. Er weigert sich zwar, wird aber vom schlauen Freunde auf die zwei Zeugen aufmerksam gemacht, die von seinem Schuldbekenntnis Notiz genommen. So lernte er nun notgedrungen „rechten", das Lehrgeld betrug 30 Gl. und die Gerichtskosten.

Die Wiesel.

Es ist eine alte Sage, dass man den Wieseln (Hermelin, Härmli genannt im Volksmund) nicht pfeifen oder Zoten zurufen darf. Einstmals erfrechte sich ein Unterschächner in der Gand unter dem Schild, in welcher sich seines Wissens solche Tierchen aufhielten, zu pfeifen und ihnen allerlei Zoten zu rufen. Da schlichen sie auf einmal aus allen Löchern heraus und von allen Seiten heran, stürzten sich zornig auf den Eindringling und krabbelten beissend und pfeifend an seinen Kleidern herauf. Er wäre des Todes gewesen, hätte er nicht die Geistesgegenwart gehabt, rasch den Tschoopen auszuziehen, denselben den rabiaten Tieren hinzuwerfen und schleunigst zu fliehen. Als er später an diesen Ort zurückkehrte, fand er das Kleidungsstück in kleine Stücke zerrissen.[1])

Haben die „Härmli" in einer Mutte oder sonst in einem Gefäss genascht, dann füllen sie dasselbe mit allerlei Holz, Unrat etc. wieder zu. Gerne naschen sie frischen Rahm. Werden sie in einem Vorratsraum lästig, dann heftet man in alle vier Ecken des Raumes ein hölzernes Kreuz, um sie zu vertreiben.

Joder Bissig in der Alp Chammli versteckte den Erlös von einem Stier, lauter Goldstücke, in der Mauer der Alphütte. Im Herbst vergass er auf sein verborgenes Geld und stieg dann anfangs Winter hinauf, das Vergessene zu holen. Doch der Schatz war verschwunden! Zufällig wollte Joder noch einen Hafen eingesottener Butter mit nach Hause nehmen. Da war aber eine grosse Höhlung drinnen, die mit Lumpen ausgefüllt war, und in deren Tiefe die vermissten Goldstücke blinkten. So gut hatten die Härmli den gestohlenen Anken bezahlt!

[1]) Diese Sage findet sich auch in: Walliser Sagen, 1. Bd. (Brig 1907) S. 267.

Die wälschen Geissen. (Schwank.)

In einem abgelegenen Berggut zu Spiringen hatte ein Vater seinen Sohn bis zu dessen zwanzigstem Altersjahr in vollster Abgeschlossenheit und in weiblicher Kleidung gehalten. Da besuchte er zum ersten Mal mit ihm den Markt zu Altdorf. Hier sah der unerfahrene und erstaunte Rockbueb die ersten Weibsbilder. Sie gefielen ihm, und er fragte: „Vater, was isch das?“ „Ah pah,“ meint dieser, „das sind wälsch Geiß.“ „Vaterli, das sind aber scheeni Geiß, chaïf mer aï eini!“ war die prompte Antwort des Sohnes.[1])

Eine Sterbende „kündet sich“.

Josef Maria Furrer, des Ambros, im Berg Schindlern in Bürglen wohnhaft, war verlobt mit einer Tochter aus der Spälten in Attinghausen. Eines Nachts hörte er ein Geräusch an der Hauswand. In der Meinung, es seien Nachtbuben, die um seiner Schwester willen gekommen, stand er auf und wollte ihnen zurufen, es sei ausser ihm niemand da. Wie er das Fenster öffnete, sah er einen weissen Schimmer gegen Attinghausen zu fliegen; Nachtbuben aber waren keine da, auch sonst war nichts zu bemerken. Am nächsten Morgen aber läutete es in Attinghausen einer Leiche, und „Brosi-Marie“ erhielt die Nachricht, dass zu jener Stunde der letzten Nacht seine Geliebte gestorben. (19. Jahrh.)

Ein bevorstehender Todesfall „kündet sich“.

Barbara Furrer aus dem Berg Schindlern war verheiratet im Holzerberg und sah ihrer baldigen Entbindung entgegen. Mit ihrer ledigen Schwester Josefa im Schindlern hatte sie verabredet, ihr zu „zeichnen“ [mit einem grössern weissen Tuch, das auf dem Lande ausgebreitet wird], wenn die Geburt vorüber und sie zur Aushilfe kommen sollte. Einige Tage später sah Josefa im Schindlern droben, dass drunten im Holzer gezeichnet war. Sie eilte hinunter, aber niemand daselbst wollte etwas wissen, dass sie gerufen worden sei. Acht Tage später war nun wirklich das weisse Tuch im Holzer ausgebreitet, aber Josefa fand ihre gute Schwester Barbara tot. (19. Jahrh.)

---

[1]) Vgl. Walliser Sagen (Brig 1907) 1, 205 Nr. 285; Jegerlehner, Märchen und Sagen aus dem Oberwallis 152 Nr. 16 und Anm.

Eine arme Seele erlöst.

Hohfuhr Michels von Spiringen zwei Mädchen trugen in einem Handbräntli Milch aus ihrem Berggut Wängi in den Ruolisberg hinunter. Unterwegs wollten sie ein wenig „g'hirmä" und stellten daher das Gefäss mit der Milch nieder. Es fiel um, und die Milch rann zum Teil aus. „Wemmer flüechä-n-uder bättä?" fragten sich die Mädchen gegenseitig. „Mr wennt bättä," meinte das eine. Die Stimme des Guten fand Gehör, und die Kinder beteten. Da erblickten sie plötzlich in ihrer Nähe eine unbekannte Person auf einem Steine sitzend, die sie freundlich anlächelte und zu ihnen in freudigem Tone sprach: „Von Herzen danke ich euch; ihr habt mich erlöst; hättet ihr geflucht, statt zu beten, so müsste ich noch weitere hundert Jahre leiden." Dann entschwand die Erscheinung ihren Augen. (19. Jahrh.) [1])

Belohnte Barmherzigkeit.

Zur Witwe Dominika Bissig, deren Häuschen in Altdorf ob dem Gasthaus zur Krone stand, kam ein Bettler, den niemand hatte beherbergen wollen. Viele meinen, es sei der hl. Benedikt Labre gewesen. Die Witwe nahm ihn liebevoll auf. Am nächsten Morgen prophezeite er: „Ein grosses Unglück wird über das Dorf kommen, dieses Haus aber wird verschont bleiben." Als die Frau das Zimmer ordnen wollte, fand sie zu ihrem Erstaunen das Bett des beherbergten Fremdlings unversehrt und unberührt vor. Seine Weissagung ging beim Brande von Altdorf im April 1799 in Erfüllung. (18. Jahrh.)

Blyb im Wall, so hemmer all.

Als Kinder pflegten wir uns gegenseitig zu fragen: „Weeles sind dië dry bestä Wärk?" Die leichte Antwort lautete jeweilen: „Metzgä, bachä-n-und Ankä siedä." Mit dem letztern guten Werk war einst eine Hausfrau beschäftigt, als ein Armer eintrat. Die Butter in der Pfanne war gerade im Steigen. „Blyb im Wall, so hemmer all!" sagt feierlich der Bettler. „Mal dü müesch nit dervo ha!" meinte giftig das resolute und hartherzige Weib. Seit dieser Zeit nimmt der Anken beim Sieden wieder ab, nachdem er aufgewallt. Gute

[1]) Vgl. Jegerlehner, Sagen u. Märchen a. d. Oberwallis S. 219 Nr. 138.

Leute geben immer einem Armen etwas davon, wenn sie Anken einsieden.

Träume sind Schäume?

„Mir träumte," so erzählt gerne ein achtzigjähriger Greis, „ich stiege in der Schöllenen über eine hohe Mauer hinunter. Am Fusse der Mauer kommt mein kleines Patenkind von Andermatt mit seiner Mutter daher und gibt mir die Hand. Die beiden gehen weiter, und ich schaue ihnen nach, bis sie im Kehr im Dorf Göschenen meinen Augen entschwinden. Acht Tage später musste ich die Bedeutung des Traumes schmerzlich an mir erfahren. Ich fiel an jener Stelle in der Schöllenen über diese hohe Mauer herunter und wurde bewusstlos von da bis zu einem Haus im Kehr in Göschenen getragen. Seitdem blieb ich krank. Fast alle wichtigern Ereignisse in meinem Leben haben sich mir zum voraus gekündet."

Was der alte Wegknecht Müller, genannt Thommä, von Andermatt erzählt.

Dië alt Chilä (St. Columban) z'Andermatt isch dië ältisch i dr ganzä Schwyz; sie isch scho zu Heidäzytä gschtandä und isch e Heidätämpel gsy. Dr heilig sant Sigisbert isch der erscht Pfaar gsy, 22 Jahr lang. Wommä vor etlichä Jahrä dië Chilä renoviërt het, sind dur dië ganz Chilä virä underm Bodä Gebeini virachu; das miënt furchtbar großi Lit gsy sy, wommä da friehner beärdiget het, sonnes Schinbei isch jetz ammänä gwachsnä, großä Ma g'gangä bis schiër zobrischt a ds Bei. Ich ha's sälber gseh. Hinder dr Chilä het man aï Gebeini gfundä und viereggigs, üralts Gält daby; das hend d'Heidä dä Todtnä [1]) als Reisgält i ds Grab g'gä; i dr Chilä-n-innä hend si nämli Kristä begrabä, usset dr Chila d'Heidä. (Aï uf der Roßplattä het mä viëreggigi Goldstickli gfundä.) Z'hindrisch i dr Chilä isch äs alts Bild gsy, ä Vatter mit syner Tochter; dieselb het uf der Stirnä-n-ä großi Wundä gha; mä seit, der Vatter heig si erschlagä, wyl si es unehrlis Chind g'ha heig; hitzutag chent nu etlichä Vatter sy Dochter erschlah! Aï en Inschrift isch gsy: „Gedenket, wie unsere Väter sich geschlagen gegen die Bündner, Anno 612." [Es folgt nun dieselbe Erzählung, wie

[1]) So erzählt Müller. Es ist aber leicht möglich, dass seine Kenntnis aus Büchern geschöpft oder aus dem Munde gelehrter Personen vernommen ist.

Seite 27 unter dem Titel: „ Verrat," mit der Variante, dass das Ereignis im Jahre 612 stattgefunden und der untreue Pfarrer erschlagen wurde; von den Graubündnern kehrten nur noch zwei nach Hause zurück, der eine mit herausgeschnittener Zunge, der andere mit ausgestochenen Augen.] [1])

Ufem Platz bi Drykeenigä z'Andermatt isch friehner es sant Johanns Chappeli gschtandä; hinderm Dorf bi den erschten Gädmerä isch d'sant Wendelschappeli gsy, jetz isch es ä Stall; aï uf der Oberalp hend's usemä chlynä Chappeli e Gadä gmacht, mä seit-em jetz nu Kappälä; da dri het mä friehner, wommä nu uf Disentis het miëßä ga beärdigä, d' Lychta [Leichen] abgstellt, wemmä wägäm Uwätter nimmä het chennä wytters. Es Chappeli isch aï nu gsy z'Wyler a dr altän Oberälperstraß. Nu mys Bsinnes hemmer z'Andermatt ammenä Lanxi, ep ds Gras großes gsy isch, ä Flurprozession gha; ma-n-isch mit-em Hochwirdigsten iber ds Land g'gangä und a viër Altärä het dr Geischlich ds Evagehli gsungä und dr Sägä g'gä.

Der „gschturä" Felix.

In Realp lebte vor Zeiten ein ausserordentlich starker Mann, Namens Felix Renner; weil er etwas geistesgestört war, wurde er „der gschturä Felix" genannt. Es war der 2. August; auf seinem Saumtier hatte er aus der Alp Garschen, die teilweise am alten Furkaweg liegt, Käse nach Realp transportiert und war nun auf dem Rückweg. Da holten ihn fünf starke Walliser ein, die am Portiunkulafest in Realp teilgenommen hatten. „He, Felix, wollen wir nicht einen freundlichen Schwinget probieren," ruft ihm die fröhliche, kampflustige Gesellschaft zu. Phlegmatisch entgegnet er: „Wie ihr wollt. Muss ich absteigen?" „Ei natürlich, man schwingt doch nicht vom hohen Ross herab!" ist die Entgegnung. Langsam steigt Felix ab, und in wenigen Minuten sind die hochmütigen Walser zusammengehauen und liegen am Boden. Der eine derselben war ein Ratsherr. Als ihn Felix in Behandlung nahm, riefen ihm die Kameraden: „Er ist ein Ratsmitglied, behandelt ihn etwas ziemlicher." Der starke „Urschner" aber war der Ansicht, dass einem Ratsherr mehr gehöre als einem gewöhnlichen Sterblichen und liess ihm einige saftigen Büffe mehr angedeihen.

[1]) Diese Sage stammt jedenfalls aus dem Wallis; s. Walliser Sagen (Brig 1907) 1, 15.

Am andern Morgen konnte man auf dem Schauplatz dieser Mannestat Walserbatzen zur Genüge zusammenlesen.

In die Alphütte drangen oft Schweine. Man lehnte darum Steine an die nach aussen aufgehende Türe. Sie erwiesen sich dann und wann als zu leicht. Da holte Felix aus dem Bachbett ein Stück herbei, das drei starke Männer kaum zu bewegen vermochten. Von jetzt an war die Hütte vor dem Besuch der Schweine gesichert, aber auch die Menschen mussten nun häufig genug auf Felix warten; denn nur dieser war der Situation gewachsen. Vom Stein ist heute nur noch ein Drittel vorhanden, und der stärkste Mann ist nicht imstande, ihn zu heben.

Alpgeister.

Im Kinzertal machte sich den Älplern öfters eine unsichtbare Person auf verschiedene Art und Weise bemerkbar. Man glaubte, es sei eine arme Seele, die noch büssen müsse, aber niemand hatte Gelegenheit oder Mut, sie anzureden. Einstmals im Herbst, als man von der Alp fuhr, hörte man diesen Geist kläglich schreien und weinen. Das war das letzte Mal, dass man etwas von ihm vernahm.

In der Isenmannsalp in Ursern ging es oft nicht mit rechten Dingen zu. Ganze Nächte trieb es dann das brüllende Vieh in der Alp herum, ja es kam vor, dass dasselbe mehrere Tage und Nächte nicht mehr gesehen wurde. Erschienen dann endlich die Kühe wieder auf der gewohnten Trift, dann brachten sie in den Schellenriemen und Trichelkallen eingeklemmte Kornähren.[1])

Zu Uri gehört die Alp Galtenebnet im Tale der Muota. Dort hörte man öfters „Einen“ über die Bsetzi vor dem Stalle dahineilen; es war gerade, wie wenn er Holzschuhe trüge. Jedesmal, wenn man ihn gehört, trat merkwürdiger Weise sehr bald Regen ein.

Einen unvergleichlichen Genuss gewährt eine Wanderung durch das hochromantische Brunnital [Maderanertal] über den Brunnigletscher nach Graubünden. Liebliche Alpenrosenfelder wechseln ab mit wilden Felspartien, grüne Triften mit öden Steinwüsten und weissen Schneefeldern. Unmittelbar an

[1]) Vgl. Walliser Sagen (Brig 1907) 1, 214 Nr. 198; Jegerlehner, Sagen aus dem Unterwallis S. 166 Nr. 1, 79.

den Brunnigletscher schliesst sich die blumige Ebene der Brunnialp, die höchste Alp des Tales; ein Bild des Friedens, das sich unauslöschlich dem Geist einprägt. Aber einsam wird es hier und unendlich still, wenn der Herbst die Älpler verdrängt, wenn der letzte Wanderer vor Beginn des Winters das Tal durchschritten hat. Dann kann der Alpgeist von der verlassenen Hütte Besitz ergreifen. Diesen Alpgeist hat man früher oft gesehen. Wenn jeweilen im Herbst der letzte Besuch die Brunnialp verliess, dann betrat dieser Geheimnisvolle die felsichte Anhöhe, Bocki genannt, am Nordende der Alp und schaute dem Davoneilenden nach. Dann konnte man sicher sein, dass nach ihm kein Mensch mehr die Alp betreten werde bis zum nächsten Frühling. Anfangs war dieser Geist, der die Gestalt eines Älplers angenommen, fast schwarz gewesen, ward aber später immer weisser und wurde dann nicht mehr beobachtet. Man glaubt, er sei erlöst worden.[1])

Es wäre aber irrig zu glauben, dass es nur in alten, vergangenen Zeiten solche Geister gegeben. Noch vor wenigen Jahren geschah es, da kehrte der junge, wackere Bergführer Franz Zgraggen, Dubeler genannt, von einer ausgeführten Tour von Disentis über den Brunnipass ins Maderanertal zurück. Schon von weitem sah er eine Person stehen bei der Hütte der Brunnialp. Er dachte, es sei ein Tourist, der da übernachten und dann morgens früh den Oberalpstock besteigen oder den Brunnipass begehen wolle. Ein Älpler konnte es nicht sein, denn die Alp war schon geräumt. Wie aber Zgraggen näher kam, bemerkte er, dass die Gestalt keinen Kopf hatte. Es ward ihm etwas unheimlich, denn es war klar, dass das nicht mit rechten Dingen zuging. Eiligen Schrittes durchmisst er das einsame Tal, gewahrt aber mit Schrecken, dass die geisterhafte Gestalt, jetzt mit Kopf, ihm folgt. Erst in der Nähe des Gasthauses wird er vom Schrecken erlöst. Dort macht er dem Kurgeistlichen, einem frommen Pater von Einsiedeln, Anzeige und bittet ihn, sein Möglichstes zu tun, den büssenden Geist zu erlösen. Nach einiger Zeit konnte der verständige Mönch den Bergführer versichern, dass ihn von nun an der seltsame Verfolger nicht mehr werde beunruhigen.

Im Mettenwang auf Ennetmärcht wurde häufig eine gei-

[1]) Vgl. Lütolf, Sagen a. d. 5 Orten S. 172 (Nr. 110).

sterhafte weibliche Gestalt beobachtet, welche von Unterbächiger-Heiris Hütte herkam, am Gasthaus zur Sonne vorbei gegen Hanselers Alphütte zuschritt und öfters die Leute erschreckte. Wegen ihrer Persienne-Kleidung wurde sie das „Bärsianeli" genannt. (19. Jahrhundert.)

Der unterlassene Alpsegen.

Auf den Alpen ist es ein alter, heiliger Brauch, des Abends, wenn die Dämmerung einbricht, „z'bättä z'riëfä". Einer der Älpler, im Reuss- und Maderanertal ist's der Senn, ergreift „d'Follä" [den Milchtrichter], tritt hinaus auf einen Punkt, wo er die Gegend überblickt, und ruft laut und feierlich, meist singend, den Segen Gottes herab über die Alp. Auf vielen Alpen werden die ersten vierzehn Verse aus dem Evangelium des hl. Johannes gerufen, denen sich Anrufungen der Heiligen anschliessen:

Es walt Gott und dië liëb Müetter Gottes!
Es walt Gott und der liëb heilig sant Josep!
Es walt Gott und der liëb heilig sant Michael!
Es walt Gott und der liëb heilig sant Joder!
Es walt Gott und der liëb heilig sant Antoni!
Es walt Gott und der liëb heilig sant Wändel! u. s. w.[1])

Den Schluss bildet der Lobspruch: Gelobt sei Jesus Christ! der dreimal gerufen wird. Unterdessen beten die Älpler in der Hütte den englischen Gruss; Alp und Menschen sind nun gesichert gegen die Einflüsse böser Geister, sie ruhen in Gottes und seiner Heiligen Hand. Mit hoher Würde, wie ich mich aus meiner Kindheit erinnere, versah der alte Joder Bissig sel. auf Chammli, ein wetterharter Mann von altem Schrot und Korn, das Amt des Betrufens. Nur das allerschlimmste Wetter konnte ihn bewegen, auf der Steinplatte vor der Hütte des Amtes zu walten, sonst schritt er hinaus fast zu äusserst auf die Alp, wo sein lauter und klarer Ruf hinunter ins Tal und hinüber an die steilen Hänge der Windgelle und des Griessstockes, nach Ober- und Niederalp, nach Heidmenegg, Käsern und Oberbalm gelangen konnte. Seinen Betruf schloss er mit einem kräftigen Jauchzer; es war, als ob dieser Wunder wirke, denn von allen Seiten her erschollen nun auf einmal die Jauchzer aus dem Munde der Älpler, ein letztes Grüssen von Alp

[1]) s. Archiv VI, 297 fg.

zu Alp. Beruhigt suchten wir dann das einfache Lager auf, der Engel des Friedens rauschte über den Höhen. Mit Bissig wetteiferte der Steinbergliger-Joder auf der Balm, doch wurde er nach allgemeinem Urteil von Bissig übertroffen. Weithin bekannt wegen seines Betrufens war auch der alte Josef Maria Herger, genannt Stickiger, auf Ennetmärcht. Eine weihevolle Stimmung bemächtigte sich aller, die seinem mit reiner Stimme, mit hoher Würde und Andacht, mit einfachen, wirkungsvollen Kadenzen am Schluss der Verse, von der hohen Felsenkanzel der Zingelalp vorgetragenen Segensspruche lauschten. Wahrhaft erhebend wirkte sein inniges „Gelobt sei Je-Jesus Christ!“ Seinem Jauchzer antwortete in feinem gegenseitigen Verstehen jeweilen der Ortsgeistliche, und Herger erwartete auch jedesmal diese Antwort. Ist denn das Amt des Betrufens auf hoher Alp nicht auch ein priesterliches? Das Eine ist sicher, diese schlichten Männer haben es hoch-ideal aufgefasst.

Die Sage weiss zu berichten, dass zu Oberkäsern im Maderanertal ein leichtsinniger Senn aus Mutwillen das Betrufen unterliess. Am nächsten Morgen erblickten die Älpler das sämtliche Vieh droben in den „Rabenlöchern“, Felsenhöhlen, die fast unzugänglich sind. Da rief der Geist hinunter: „Soll-i-'s loslah?“ Der Küher aber antwortete: „Tüe's, wo's gnu hesch!“ Da waren die Kühe auch schon drunten an sicherm Ort. Klug war die Antwort des Älplers. Hätte er gerufen: „So lach's los,“ dann hätte der Geist das Vieh einfach losgelassen, und es wäre über die jähen Felsen hinunter zu Tode gefallen.

Ein anderes Mal verschwanden die Tiere auf unerklärliche Weise während der finstern Nacht. Als sie am Morgen wieder zu Oberkäsern zum Vorschein kamen, trugen sie Strassenstaub am Bauch und Kornähren zwischen den Klauen.

Ähnliches trug sich daselbst auch zu, wenn man zwar zu Beten gerufen, aber mutwillige oder gar gottlose Reden geführt hatte. „Uf den Alpä-n-erlydets äbä nit vill, das het scho yserä Vater mängs dutzedmal gseit; är het-is aï das Gschichtli verzällt vo dem Chyer, wo z'Alpgnof het myëßä wandlä.“

Der wandelnde Küher zu Alpgnof.

Zu Alpgnof im Maderanertal bemerkte der Küher öfters einen unbekannten Mann, halb schwarz und halb weiss, der

den Alpkühen zu lecken gab. „Mit dem muss ich einmal sprechen," sagte er zu den andern Knechten. Wirklich redete er eines Tages den Unbekannten an, behielt sich aber das erste und letzte Wort vor; denn dass er es mit einem Geist zu tun hatte, war ihm klar. Der Geist erzählte ihm: „Ich war vor vielen, vielen Jahren Küher auf dieser Alp. Unter dem Sennten hatte ich eine Kuh, die mir besonders lieb war. Jedesmal, wenn ich allen Tieren zu lecken gegeben hatte, habe ich meine Hand, statt sie im Gras abzuwischen [was allein unparteiisch gewesen wäre], meiner Lieblingskuh zum Abschlecken hingehalten. Dafür muss ich jetzt wandeln, den Kühen dieser Alp zu lecken geben und meine rechte Hand im Grase abwischen, bis ich erlöst bin." Man liess dann für ihn hl. Messen lesen, worauf er nicht mehr erschien. — Noch heute hört man unter den Bauersleuten häufig die Ansicht, dass eine Handlungsweise, wie sie obiger Küher sich zu Schulden kommen liess, schwer fehlerhaft sei. „Das het mä-n-immer gseit, uf den Alpä erlydet's gwiss nit vill. Und das müëß äso sy!"

Vgl. Jegerlehner, Sagen aus dem Unterwallis 119 Nr. 19 u. Anm.

Die drei Sorten „Süffi".

Im Oberstafel Lohlä, Ursern, hatte der Senn bei der Abfahrt zur Unteralp seinen Melkstuhl vergessen. Er bat deshalb den Zuhirt, ihm dieses unentbehrliche Gerät in der verlassenen Alp zu holen. Der Junge, etwas furchtsam, weigerte sich anfangs und erst, als der Senn ihm die beste Kuh versprach, liess er sich dazu bewegen und machte sich zaghaft auf den Weg. Schon von weitem erblickte er mit nicht geringem Gruseln in der offenen Hütte einen Unbekannten auf dem vermissten Melkstuhl vor dem Feuer und dem „Wellchessi" sitzen und „erwellen". Doch fasste er sich und beruhigte sein klopfendes Herz; das St. Johannes-Evangelium [Im Anfang war das Wort etc.] vor sich hin pfeifend und betend schritt er der Hütte entgegen, trat leise über die Schwelle, packte rasch und fest den Melkstuhl unter dem unheimlichen Senn und wollte den letztern zu Boden werfen. „Halt," rief dieser, ohne sich umzusehen, gelassen, aber auch sehr bestimmt. Der Knabe wartete nun, bis „erwellt" war. Dann schöpfte der Unbekannte aus dem „Wellchessi" Süffi in drei Geschirre, graue, blutrote und gewöhnliche und erklärte dem Burschen: „Die „graw Süffi" bedeutet die Milch, welche von den Sennen

„versudlet“ [vergeudet] wird; die blutrote Süffi bedeutet die Milch jener Kühe, die von den Hirten absichtlich oder aus sträflicher Nachlässigkeit so behandelt werden, dass sie ums Euter kommen, die gewöhnliche Süffi endlich bedeutet die „gerechte“ Milch. Von dieser Süffi trinke!“ Der Zuhirt löschte seinen Durst und kehrte fröhlich mit dem Melkstuhl in die Unteralp zurück. Der Senn aber wollte ihm den versprochenen Lohn nicht entrichten, spottete vielmehr noch seiner, hatte aber nirgends Ruhe, bis er endlich doch weich wurde und zum Zuhirt sprach: „Geh, hole dir die Kuh, welche dir gefällt.“

Vgl. Lütolf, Sagen S. 458 (Nr. 424).

Das Greis in der Brunnialp.

„I Rupplätä [Maderanertal] und im Etzli isch nië bees gsy wäg-em Greis.“ [1]) Nur in der Brunnialp sind ein paar Fälle vorgekommen. Man hat einigemal ein schwarzes Kätzchen gesehen von einem Rind oder von einer Kuh herunterspringen; das betreffende Stück Vieh, gewöhnlich das schönste der ganzen Herde, wurde dann regelmässig vom Greis befallen. Die Alpgenossen haben darauf angefangen, jedes Jahr eine Anzahl hl. Messen lesen zu lassen, die sogenannten Brunnimessen. Seitdem ist kein Fall von Greis mehr in der Brunnialp vorgekommen.

Dz Doggeli.

Auch das sogenannte „Doggeli“ [Alpdrücken] stellt sich das Volk als eine alte Hexe vor, die sich als Katze dem Menschen auf die Brust legt. Ist der davon Befallene imstande, mit der Zunge im Munde das Kreuzzeichen zu machen, so ist er befreit. Werden Kinder in der Wiege viel vom Doggeli geplagt, so steckt man einen „Heegel“ [primitives, billiges Messerchen] in das Wiegenholz, und es bessert dann. Ein Messer in die Türpfosten gesteckt oder ein Kreuz darin geritzt, halten das Doggeli ebenfalls ab.

Es kann auch vorkommen, dass kleinen Zicklein, ja auch kleinen Kindern das Euterchen ganz bedeutend anschwillt. Man sagt dann im Schächental und in Gurtnellen: „Dz Doggeli hets ‚azogä‘ [angezogen].“ Ein rotes Bändchen, im Stall aufgehängt, oder ein rotes Tüchlein, dem Kind auf die Brust gelegt, vertreibt das Doggeli. Wenn jemand ein grellrotes Klei-

[1]) Vgl. Archiv 15, 73.

dungsstück trägt, so fragt man ihn im Schächental: „Firchtisch dz Doggeli?“ oder „Het-ti dz Doggeli plaget?“ Die weisse Farbe dagegen zieht dz Doggeli an, deshalb scheut man sich, ganz weisse Kleidungsstücke offen zu tragen.[1])

Ein verborgener Schatz.

Ein fahrender Schüler, der in Göschenen vorbeizog, sagte einst, im Ochsenfad sei ein kostbarer Schatz verborgen. Wenn ein Mann aus dem Geschlechte der Regli in Göschenen einmal sechs Buben nacheinander bekommt und kein Mädchen dazwischen, dann wird ein Rind den Schatz auftreten [mit den Hufen bloslegen], und einer dieser sechs Buben wird ihn finden.

Ein wertvoller Kristall.

Feldschyen heisst ein hoher, vielgezackter Granitstock zwizwischen Göscheneralp und Ursern; dort haben die Alten die meisten und schönsten „Strahlen“ gefunden. Wenn mehrere miteinander „strahlen“ [Kristalle suchen], dann müssen sie aufrichtig und ehrlich sein gegen einander. Einst fanden einige „Strahler“ ein höchst seltsames Stück, das inwenig aussah wie eine Monstranz. Unter ihnen war aber einer, der nicht ehrlich handelte und das Stück heimlich für sich allein auf die Seite legte. Jetzt ist dieser Kristall in der Hauptkirche zu Paris, und das Allerheiligste wird darin aufbewahrt.

Das Brünnelein zu St. Niklausen.

Nicht weit von der einstigen sagenumwobenen Kapelle St. Nikolaus im stillen Hochwald des Göschenertales entquillt der Erde ein kristallhelles Brünnelein. Sein Wasser ist deshalb so kühl und köstlich, weil dort unter einem Stein ein hl. Leib [konsekrierte Hostie] verborgen liegt.

Ewig verloren.

Ein Pfarrer von Seedorf war gestorben. Bei seiner Leichenfeier ereignete es sich, dass die Kerzen am Altare bei der hl. Messe gar nicht brennen wollten. Später erschien er seinem

[1]) Messer (Eisen überhaupt) und rote Gegenstände waren von Alters her unheilabwehrend. Messer: Archiv 2, 115. 271 (3 ×). 272; 3, 111; 7, 140; 8, 145; 12, 152; 13, 157; 15, 12. 240. Rot: Archiv 2, 273; 3, 290; 13, 64; 15, 12. 150.

Nachfolger und offenbarte ihm: „Betet nicht für mich! Ich habe in meinem Leben viele Messen nicht besorgt, für welche ich das Stipendium angenommen hatte. Ich bin ewig verloren.“ (19. Jahrhundert.)

Brennende Kerzen im Winde.

In hohem Ansehen bei den Soldaten stand Josef Maria Arnold, Pfarrhelfer von Bürglen [† 1897], als Feldpater während des Sonderbundskrieges. Als er die Urnertruppen auf den St. Gotthard begleitete, gelang es seinem Beispiel und seinem taktvollen Eingreifen, eine Schaar, die bei Hospental den Gehorsam verweigerte und nicht mehr mitziehen wollte, zur Pflicht zurückzugewinnen. Das Volk erzählt noch heute, die Kerzen hätten bei der hl. Messe, welche der mutige Feldpriester auf dem St. Gotthard im Freien hielt, trotz heftigen Windes nicht einmal geflackert.

Künftige Todesfälle künden sich.

Josef Maria Tresch in Silenen begab sich eines Abends auf Besuch zu seiner Liebsten. Auf einmal hört er jemand daherkommen; rasch versteckt er sich hinter einer Tanne, um die Person heimlich zu beobachten. Es ist sein Schatz, der bergwärts wandert. Trotzdem begibt er sich an sein Ziel und findet zu seinem nicht geringen Staunen seine Geliebte zu Hause. Das kommt ihm unheimlich vor, und bald geht er wieder heim. Einige Wochen später ist das Mädchen beim Wildheuen „erdrohlet“.

Ein 80 Jahre alter Greis, Peter Gamma ab der Geissplatte zu Göschenen, erzählt als seine eigenen Erlebnisse die folgenden merkwürdigen Begebenheiten:

Ich war noch ein Schulbube, als ich eines Tages gegen Abfrutt zuwanderte. Etwas unterhalb des grossen Kreuzes daselbst begegnete mir mein „Chrysagötti“ [Firmpate], doch sah ich zu meiner grossen Verwunderung seinen Kopf nicht. Als ich an ihm schweigend vorübergegangen und einige Schritte entfernt war, schaute ich nochmals nach ihm zurück. Es machte nun den Anschein, als hätte er den Tschoopen über den Kopf gezogen, und ich dachte bei mir: „Der hat sich einen Spass erlauben und mir den Schrecken einjagen wollen.“ Am Abend hielt ich ihm alles vor, er aber leugnete entschieden und nannte

mich einen Narren. Einen Monat später sprang dann mein Pate bei Abfrutt über eine schmale Stelle der Göscheneralpreuss, wo wir Knaben gar oft in Scherz und Spiel hinübersetzten, glitschte aber auf der Felsplatte aus, die sich über den wilden Bach wölbt, und fiel in das tobende Wasser. Etwas unterhalb des grossen Kreuzes wurde die Leiche herausgezogen, doch fehlte das Haupt; es war an den riesigen Steinen des jähen Wildbaches zerschmettert und abgerissen worden.

Engelina, eine in unserem Hause wohlbekannte Person, kam von Andermatt durch die Schöllenen hinunter nach Göschenen. Durch die Heuetplangg jenseits der Reuss sah sie drei Männer herabsteigen, meinen Vater, dessen Bruder und einen Gehilfen. Sie wollte ihnen warten. Die drei Männer kommen unten an die Reuss, überschreiten den schmalen Steg und steigen aufwärts der Strasse entgegen. Hinter einigen Felsstücken aber entschwinden sie. Engelina wartet lange Zeit, doch die Männer kommen nicht mehr zum Vorschein. Als sie in Göschenen in unserm Haus auf der Geissplatte einkehrte, sassen die drei Männer am Tische und stellten es durchaus in Abrede, an diesem Tage die Heuetplangg betreten zu haben. Im folgenden Winter wurden sie beim Heimtransportieren von Wildheu in der Heuetplangg von einer Lawine überrascht und getötet.

Mit einigen Jungen spielte ich eines Tages in der Schöllenen. (Mer hend i dr Schelländ gsywlet.[1]) Ein Ball, dz Sywli, muss in eine Erdvertiefung bugsiert werden, wogegen sich die Mitspieler mit Stöcken wehren.) Da hörte ich auf einmal in der Höhe unterhalb des Balmfad laut weinen. Ich machte die Kameraden aufmerksam, aber diese hörten nichts. Im folgenden Herbst waren wir wieder an demselben Ort beisammen. Da fiel ein junger Bursche, der im Balmfad Wildheu mähte, über den Felsen hinunter zu Tode. Männer kamen, die Leiche zu bergen, mit ihnen auch die Mutter des Jünglings. Am Fuss des Felsens kniet die Mutter bei der Leiche ihres Sohnes nieder und weint laut. (19. Jahrhundert.)

Vgl. Lütolf, Sagen 143 Nr. 77.

Wanderung nach dem Tode.

Ein Erstfelder wanderte auf gewohnter Landstrasse der urnerischen Residenz zu. Am Rynacht begegnet ihm eilenden

[1]) Das Spiel wird auch „Sywli trybä“ genannt.

Schrittes der bejahrte Geistliche Johann Josef Baumann, resignierter Pfarrer von Attinghausen, gebürtig von Erstfeld und damals wohnhaft im „roten Turm“ in Altdorf. In Altdorf aber vernahm dieser Mann, dass Pfarrer Baumann gestorben (gestorben 1884) und zwar gerade zu der Stunde, da er ihm am Rynacht begegnet war.

Volksglauben.

In Uri herrscht unter dem ältern Volke noch vielfach der Glaube, dass dem Geistlichen, wenn er in der Totenmesse bei der Oration den Namen des Verstorbenen ausspricht, die Seele des Dahingeschiedenen erscheine und ihm ihren Zustand offenbare. Wenn bei einer Leichenfeier bei zwei hl. Messen die Wandlung zu gleicher Zeit eintrifft oder während der Wandlung des Seel-Amtes die Stunde schlägt, so wird bald wieder eine Person aus der Gemeinde sterben. Wenn bei einem Toten die Augen offen bleiben, wird ihm bald aus dem nämlichen Hause eine Person nachfolgen, ebenso wenn die Leiche lange nicht steif wird.

Lütolf 552 Nr. 545.

Dië Altä hend gseit: „Am Karfrytig setted [sollten] alli Wätter sy; das Wätter, wo am Karfrytig isch, tüet dz ganz Jahr üß nyt schadä“ oder „dr Karfrytig-Ryf tüet dz Jahr üß nyt schadä.“

Vor-emä-n Äppeeri [Erdbeere] sett ä Rytter vom Roß äppa schtyga und sett's ässä, — oder nach anderer Version: sett dz Mannävolch appächnywä — und dz Wybervolch sett's vertrampä [verstampfen].“ (Bauen, Isental, Schächental.)

Schweizer Volkskunde 1, 27; Idiotikon 4, 1463.

Im Schächental glaubt man: „Dr Gämschichäs tüet nu wagsä nu schwynä.“ Und wenn jemand mit seinem Speisevorrat recht lange ausreicht, so sagt man gelegentlich zu ihm: „Jër hend mein-i Gämschichäs [Gemskäs].“

Ortssagen.

„In der Alp „Wanneli“, Gemeinde Erstfeld, ist ein unterirdischer See verborgen, und wenn der einmal ausbricht, so wird ganz Ribshausen untergehen,“ sagte ein fahrender Schüler.

Sisikon in Uri und Ennetmoos in Nidwalden hatten in alten Zeiten einen Priester miteinander gemein; derselbe hielt

an diesen zwei Orten abwechslungsweise Gottesdienst.[1]) Eine Kapelle soll schon 1120 in Sisikon gebaut und eine Kaplanei 1223 errichtet worden sein. Die älteste Kapelle sei aus Holz gebaut worden und habe sich ein wenig oberhalb des jetzigen Pfarrhofes befunden. Das „Eggelihaus“ sei ehemals der Pfarrhof gewesen. Da, wo jetzt das sogenannte „grosse Haus“ steht, hat früher eine Burg gestanden, aus welcher die „Jütz von Sisikon“ stammen. Man habe im genannten Haus nach Schätzen gegraben, und es seien darin sehr viele alten Schriften und Chroniken vorhanden gewesen.

Vor ganz uralten Zeiten kam man, wenn man in das Schächental hineinging, bei Brügg, Gemeinde Bürglen, zum ersten „Alptürli“. [Es scheint also das Schächental ehemals Almend gewesen zu sein, was mit der alten Ansiedlungsmethode übereinstimmen würde; heute ist das „Alptürli“ zu hinterst im Tale am Gurtenstalden ob Äsch.]

Das bedrohte Altdorf.

Seit uralten Zeifen lag zu den Füssen des Gruonberges ein Dorf. Da es aber von den Steinlawinen und Rübenen oftmals heimgesucht und stets bedroht wurde, so zogen die Leute aus und siedelten sich inmitten des Tales an, da wo sich jetzt das „Zwyerchäppeli“ an der Strasse nach Attinghausen erhebt. Hier waren aber Reuss und Schächen schlimme Nachbarn. Nachdem der letztere wieder einmal die Ansiedlung gänzlich übersaret, zogen die Einwohner in „das alte [d. h. ehemalige] Dorf“ am Fusse des Berges zurück. Daher der Name Altdorf. Als man in der Nähe der Zwyerkapelle, westlich der Strasse, ein Häuschen baute, sei ein alter Friedhof zum Vorschein gekommen. Aber auch heute noch ist Altdorf stetsfort bedroht von der zerrissenen, finstern Felspartie des „Rappäschnabel“, der schon längstens den stattlichen Flecken begraben hätte, wäre er nicht von Engeln mit goldenen Ketten angebunden worden.

Vgl. Lütolf 410 No. 398.

[1]) Diese Sage hat insoweit einen geschichtlichen Hintergrund, als die Gotteshäuser Beromünster und Muri, denen die Kirchen Sarnen und Kerns in Obwalden und teilweise Buochs und Stans in Nidwalden gehörten, im 12. und 13. Jahrhundert auch in Sisikon begütert waren. Ähnlich verbindet die Sage auch Muotatal und Ennetmoos, Yberg und Buochs.

Der Hüfigletscher.

Alte Leute erinnern sich noch, dass der imposante Hüfigletscher im Maderanertal den Boden, Gries genannt, der sich zu seinen Füssen etwa halbstundenweit nach Westen ausdehnt, ausfüllte. Ja eine Tradition in Bristen, die sich seit uralten Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht weitergepflanzt hat, sagt, er sei zu einer Zeit bei der heutigen St. Antonikapelle zu äusserst im Tal ob Amsteg über die Felsen heruntergehangen.

Dz Wätter isch güet.

Folgende Geschichte wurde mir im Schächental erzählt: Ein biederer Mann war mit jeder Witterung zufrieden. Nie hörte man ihn über das Wetter murren oder gar fluchen, wie es heutzutage leider so oft geschieht. Fragte man ihn, so war seine stete gelassene Antwort: „Dz Wätter isch güet.“ Der gute Mann starb, und als man seine Leiche zur Kirche trug, war gerade das abscheulichste Wetter, ja das Grab, worin man ihn legte, war fast mit Wasser gefüllt. Da sprachen die Leute zu einander: „Was tät-r ächt hitt zu dem Wätter sägä? Tät-r ächt oi sägä, dz Wätter syg güet?“ Da erhob sich der Tote im Sarg, rief laut und bestimmt: „Dz Wätter isch güet!“ und legte sich wieder als Leiche nieder.

Vgl. Walliser Sagen (Brig 1907) 1, 266.

Der Grasteufel.

Noch vor einem Jahrzehnt konnte man im Beinhaus zu Unterschächen eigenartige Wandgemälde betrachten, welche die sieben Todsünden darstellten. In einem Gewölbezipfel neben dem Altar lauerte ein grasgrüner, langgeschwänzter Gottseibeiuns mit mächtigen Geissbockhörnern auf jene Unglücklichen, die sich mit der einen oder andern der bösen Sieben zu weit eingelassen hatten. Das war der Grasteufel. Es hat den Anschein, dass er zu den guten Teufeln gehörte, denn er liess es sich angelegen sein, allen Unfug auf dem Friedhof nach besten Kräften zu steuern.

Einige Burschen hatten, wie es oft auch andernorts vorkommt, die böse Gewohnheit, während des sonntäglichen schuldigen Gottesdienstes auf dem Gottesacker herumzustehen, zu lachen und zu schwatzen. Ihre Gedanken waren überall, nur

nicht bei der hl. Handlung, die sich in der Kirche vollzog, und ihre Ohren wären wohl für eine lustige Tanzmusik empfänglicher gewesen, als für das Wort Gottes, das von der Kanzel verkündigt wurde. Als diese leichtsinnige Gesellschaft wieder einmal während des Amtes auf dem Friedhof herumlungerte und sich in der Nähe des Beinhauses über den Grasteufel lustig machte, da ergriff ihn ein heiliger Zorn — oder war es beleidigter Ehrgeiz? — und wie im Sturm fuhr er unter die Burschen, dass sie sich schleunigst in das schützende Gotteshaus flüchteten und seitdem das Herumstrolchen auf dem Friedhof zur Zeit des Gottesdienstes gerne genug aufgaben.

Ein anderes Mal hatte sich eine lustige Gesellschaft während der Predigt im Beinhaus selber niedergelassen und daselbst mit herbeigeschafften Getränken ein Gelage veranstaltet, wobei sie sich nicht enthalten konnten, dem Grünen höhnische Worte zuzurufen. Auf einmal aber fuhr die leichtfertige Bande wie eine Schar erschreckter Spatzen auseinander, liess Wein und Gläser stehen und floh über Kopf und Hals davon. Was geschehen, wollten sie nie verraten, aber von allen Gelüsten, je wieder im Beinhaus zu kneipen, waren sie gründlich geheilt.

Vor einigen Jahren wurde das Beinhaus renoviert, und der Weissler tauchte den berühmten Grasteufel in das Gewand der Unschuld, das ihm aber nicht behagte; er verschwand. Schad! einen tüchtigen und so uneigennützigen „Kirchenschweizer“, wie der Grasteufel einer war, könnte das Alpenvölklein im Schächental und ennet der Märcht schon brauchen.

Drachen und Goldadern.

Am obersten Hang des „Dünneten“ oder „Schwarzgrat“, der sich zwischen Schattdorf und Erstfeld aus der Ebene fast senkrecht zu einer Höhe von 2021 m. ü. M. auftürmt und das ganze Reusstal vom Rütli bis in die Schöllenen beherrscht, dehnt sich das mit Arven und kleinen Tännchen bewachsene Wurmälpeli aus. Dahin soll vor alten Zeiten ein feuriger Drache durch die Luft „z'schießedä chu sy“ und sich daselbst niedergelassen haben. Sein feuriger Leib verbrannte weit und breit die Arven und Tannen zu Staub und Asche, und sein giftiger Odem erzeugte eine ansteckende, tödliche Krankheit im Tale. Alte Leute berichten noch heute, sie hätten da droben viele verkohlten Baumstrünke gefunden. Stadler-Hänsi, der vor

wenigen Jahren starb, erzählte, sein Vater habe diesen Drachen gesehen, wie er vom Gitschen her quer durch das Tal gegen den schwarzen Grat hoch durch die Lüfte dahinschoss. Auch „Jeris Näpperli“ zu Bolzbach hat ihn beobachtet und beschrieben: „Är hett ä Grind g'ha wië-ni Heiwburdi und ä Schwanz wië-ni großi Nußlattä.“ Da die Drachen im Volksmunde auch „Wurä“ [Wurm] genannt werden, so wurde das Älpeli seither Wurmälpeli geheissen.

Vgl. Lütolf 319 Nr. 261.

Ein solcher Drache hauste früher in einer Berghöhle oberhalb Unterschächen am Eingang in das hochromantische Brunnital an der jähen Ostwand des Tales. Er fuhr fleissig aus und glich exakt einer entasteten, feurigen Tanne, ist aber seit vielen Jahren nicht mehr gesehen worden. Auch das „Hohl-Loch“ in Attinghausen soll eines dieser sagenhaften Tiere beherbergt haben.

Vgl. Lütolf 316 Nr. 261.

Als Haustiere würden sich diese Ungetüme nicht geeignet haben, da sie sich — wie das Volk glaubt, nur von purem, lauterm Gold nährten und auf Goldadern tronten. [So kostspielig und verwöhnt ist denn doch der moderne Hausdrache noch nicht!] Sie schossen auf die „G'nessi“ (Felsen) los, die Gold enthielten, und konnten sie öffnen. Wo ihr Gift niederfiel, da entstanden ansteckende Krankheiten.

Tatsächlich ist auch in der Nähe der genannten Drachenwohnung im Brunnital in der nämlichen Felswand ein anderes „Loch“ zu finden, in welchem sich, wie ein fahrender Schüler die Unterschächner belehrte, eine Goldader befinden soll, die sich in grosser Mächtigkeit bis unter die Alp Trogen hineinziehe. Vor einigen Jahren versuchten etliche kühnen Gesellen, von oben herunter in die Höhle zu gelangen, indem sie sich an Seilen herunterliessen. Die Goldsucher aber mussten unverrichteter Dinge wieder heimziehen, denn der überhängende Fels erlaubte ihnen trotz allem Probieren und Versuchen nicht, zur Höhle zu gelangen.

Vgl. Lütolf S. 311 ff.; Archiv 14, 226 ff. (Cysatiana); Walliser Sagen I, 264.

Gut gestorben.

Weit verbreitet ist in Uri die Meinung, dass die reformierten Glarner die Sterbenden allein lassen, „damit sie mit

dem Herrgott abrechnen können," im Gegensatz zum Urnerbrauch, nach dem die Leute scharenweise sich um ein Sterbebett drängen. Einst soll nun im Glarnerland zufällig ein unschuldiges Kind bei seinem sterbenden Vater zurückgeblieben sein und später erzählt haben: „Ysera Vatter isch glaub guët gschtorbä, es sind ä ganzä Huffä schwarzi Ängeli um dz Bett ummägschtandä und uf der Bettstatt obä-n umäkräsmet, si hend Höreli g'ha und Schwänzli präzis wie Gitziböckli." — Nach einer andern Version soll sich diese Begebenheit im Muotatal abgespielt haben.

Bestrafte Untreue.

Im März 1808 kam Josef Anton Fruonz von Sarnen als Pfarrhelfer nach Spiringen. Hier, wie überall, wo er gewirkt, erregten seine Segnungen und Gebetserhörungen viel Aufsehen und veranlassten einen grossen Volkszulauf. Von der bischöflichen Kurie in Konstanz wurde er deshalb mehrmals zur Verantwortung gezogen und in Schranken gewiesen. Trotzdem ihm gar nichts Unrechtes konnte nachgewiesen werden, wurde doch seine Stellung erschüttert, und seine Wiederwahl an der Martinigemeinde war gefährdet. Da wandte er sich, wie die Sage meldet, an jene zwei Ratsherren der Gemeinde, die seine eifrigsten Gegner waren, von denen der eine im Oberdorf, der andere in Küpfen soll gewohnt haben. Jeder derselben hatte ein taubstummes Kind. Fruonz versprach ihnen, Heilung der Kinder zu erbeten, wofür sie sich verpflichteten, an der Gemeindeversammlung für seine Wiederwahl zu sprechen. Der eine der beiden Väter aber hatte in seinem Herzen die Absicht, sein Versprechen nicht zu halten. Als am Martinstag die beiden Ratsherren nach Schluss der Gemeindeversammlung, die jeweilen unmittelbar nach dem Vormittagsgottesdienst stattfindet, nach Hause kamen, da war das Kind des einen, der sein Wort gehalten, gesund und heil und konnte sprechen, dem Wortbrüchigen aber ward von den Seinen die traurige Kunde, dass sein taubstummes Kind wohl angefangen habe zu reden, als es in der Kirche zur Wandlung läutete, aber bald wieder in den alten Zustand zurückgefallen sei.

Tatsächlich wurde Fruonz zu Spiringen nicht wiedergewählt und kam damals als Pfarrhelfer nach Seelisberg.

Das Teufelskraut.

Aus dem saftigen Grün der Berg- und Alpenwiesen leuchtet golden die kleine, vierblättrige Blüte des Tormentillkrautes (Potentilla Tormentilla). Die Sage weiss von ihm zu erzählen, es sei ehemals nebst der vielgerühmten Muttern (meum muttelina) das beste Alpenkraut und seine Stengel und Blätter seien voll Milch gewesen. Solange die Kühe davon grasen konnten, mussten die Älpler des Tages dreimal melken.

Da weilte nun einst so ein Alpknecht in der angenehmen Gesellschaft seiner Geliebten; gar rasch verflossen ihm die kurzen Stunden, und allzu schnell war die Zeit zum Melken herbeigehuscht. Unwillig ruft er nun aus: „Der Teufel hole das Tormentill!“ Seit dieser Zeit hat das Tormentill seine Nährkraft verloren und die Leute nennen es Teufelskraut, durch seine Äderchen fliesst keine Milch mehr; nur die Wurzel bewahrt noch einen blutroten Saft.

Vgl. Lütolf 266 Nr. 204 c; 377 Nr. 349; Walliser Sagen I, 241 Nr. 223.

Der Drapoling von Amsteg.

Es war „junge Faßnacht“. Eine Schaar „Boozi“,[1]) unter ihnen ein „Drapoling“ (eine Maske mit Schellenkleidern), tollte von Amsteg her durch die „Gründe“ gegen Silenen zu. Da, wo der Weg anfängt aufwärts gegen die Landstrasse zu steigen, begegnet ihnen ein Priester mit dem Allerheiligsten, das er zu einem Schwerkranken trägt als letzte Wegzehrung. Alle Boozi nehmen ihre Larven ab und knien nieder. Nur der Drapoling konnte sich nicht dazu bequemen, sondern floh davon und versteckte sich in dem nahen Gädemli. Er kam nie mehr zum Vorschein. In dem Gädemli aber ist's nicht geheuer; oft hört man drinnen ein grässliches Gepolter und Schellengerassel.

Lütolf 161 Nr. 99; K. Gisler, Geschichtliches, Sagen u. Legenden S. 82.

Der Turm in Unterschächen.

Alte Leute erinnern sich, dass vor etwa fünfzig Jahren in der „Holzermatte“ zu Unterschächen an der Stelle des jetzigen Holzhauses ein Steinhaus gestanden. Während diese aber nur ganz allgemein aussagen, es sei ein Steinhaus gewesen, wie etwa jenes, das noch zu Trudelingen die Holzhäuschen über-

[1]) „Boozi“, im Reusstal Ausdruck für „Masken“, die im Schächental und in den Boden- und Seegemeinden einfach „Maschgradä“ genannt werden.

ragt, hat ein älterer Mann, der in seiner Jugend sich viel darin herumgetrieben, den rätselhaften Bau, über den unsere urnerischen Geschichtsforscher Schmid und Lusser sich ausschweigen, folgendermassen beschrieben:

Dieses steinerne Gebäude nannte man den Turm. Er war von ungefähr quadratischer Grundfläche und ganz aus rohen, unbehauenen Steinen aufgeführt; das Dach ebenfalls aus rohen Steinen ohne First pyramidenartig aufgebaut, ähnlich den Türmen, die man im „Wälschen" [Tessin] sieht. Der Turm war dreistöckig und verjüngte sich nach oben; die Mauern, zu unterst, etwa einen Meter dick, wurden nach oben allmählig dünner. Die Fensterlöcher waren sehr klein und durch Eisengitter, die mit Widerhaken versehen, abgesperrt. Den Wänden entlang liefen inwendig Stiegen aus rohen Steinen. Die noch vorhandenen Dielen aus ungehobelten Balken zeigten nur je eine Bretterlage. Ein Tisch war noch als einziges Geräte übrig, die Tischplatte, von etwa 5 Fuss im Durchmesser, mitsamt dem Fuss aus einem einzigen riesigen Eichenklotz herausgehauen; in der Mitte der Tischplatte war eine schüsselartige, rundliche Vertiefung ausgehauen, die von 10—12 kleinern, naptähnlichen Vertiefungen am Tischrand umgeben war. Die Keller in der Erde waren nicht gewölbt. Man sagte, dieser Turm sei einst von Adeligen gebaut worden und habe als Kerker gedient.

Allem Anschein nach handelt es sich um einen festen Bau nach Walliserbauart und um einen „Wallisertisch". Die Familie „der Frauen", welche im 14. Jahrhundert die Schweig zu Unterschächen vom Fraumünster in Zürich zu Lehen hatte, und aus welcher Landammann Konrad der Frauen von Unterschächen als Landeshauptmann der Urner zu Sempach den Heldentod starb, stammte aus Wallis. Der Turm war jedenfalls längere Zeit ihr Wohnsitz.[1])

Wie's in der „Ewigkeit" aussieht.

Ein gar hohes und geheimnisvolles Thema hatten zwei gute Freunde schon öfters miteinander besprochen. „Wië isch ächt i-dr Ewigkeit änä? Isch aï äso, wie miër glaïbet und und wië miër glehrt wärdet? Das hätten sie so gerne ergründet [erforscht]. Zuletzt gaben sie sich das gegenseitige Versprechen, dass der, welcher zuerst stirbt, dem Ueberlebenden er-

[1]) Vgl. „Bürgerhaus in Uri", Abt. Unterschächen. Basel 1910.

scheinen und über das Jenseits Auskunft geben müsse. Der Jüngere starb zuerst und nach längerer Zeit erschien er wirklich dem grübelnden Freund und sprach die seltsamen Worte: „Es isch nit so und isch nit andrisch, es isch nu ganz andrisch".

Vgl. Walliser Sagen, 1. Bd. S. 231.

Im Tal Josaphat.

Lange schon hatten sie mit einander gestritten und „gerechtet" die zwei hartköpfigen Bauern und sich nicht einigen können. „Im Tal Josaphat machen wirs mit einander aus", war ihr letztes Uebereinkommen. Eines Tages, da der Eine der beiden feindlichen Bauern auf dem Felde arbeitete, fingen die Totenglocken der Pfarrkirche ihr dumpfes Lied zu singen an. „Wer ist wohl in die Ewigkeit hinüber?", fragte auch er und vernahm, dass es sein Widersacher gewesen. „Jetzt wirds bald an dich kommen", sagte er zu sich selbst, ging zu einem Pater Kapuziner und beriet sich mit diesem. „Habt ihr auch ein Patenkind?" „Ja," antwortet der geängstigte Bauer, „aber es ist als unschuldiges Kind gestorben". „Gut", sagt der Mönch, „so wollen wir das Patenkind in das Tal Josaphat schicken; ihr aber gehet heim und macht euch für alle Fälle zum Sterben bereit". In der folgenden Nacht aber erschien das Kind seinem Paten, erhob drohend das Fingerchen gegen ihn und sprach in vorwurfsvollem Tone: „Getti, Getti, machet mer das nimmä, ich ha gnüëg miëssä für ych kämpfä und stryttä im Tal Josaphat!" Dem Bauer selbst blieb für diesmal der Gang ins Tal Josaphat erspart.

Über die Ladung in das Tal Josaphat vgl. namentlich Osenbrüggen, Deutsche Rechtsaltertümer aus der Schweiz, 3. Heft (Zürich 1859) S. 38 ff. Ib. 3, 75 ff.

Der Mutter Kreuz.

Ein Bursche von Bürglen ging z'Stubeten; beim Weggehen aber machte ihm das besorgte, christliche Mütterchen mit Weihwasser das Kreuz auf die Stirne. Es war um Mitternacht, als der Jüngling von Trudelingen her wieder heimkehrte und sich der Brücke zu Brügg näherte. Mit Erstaunen gewahrte er auf derselben eine Menge gespenstiger Gestalten, die ihm den Weg versperrten. „So gehet in Gottes Namen und machet mir Platz!" rief er ihnen etwas beklommen zu. Sie aber wichen

nicht. „So gehet doch in des Teufels Namen!“, war jetzt sein barscher Befehl. Da stob die Geisterbande auseinander, dass Rauch und Feuerfunken aufwirbelten, (das hett gneischtet!) rief aber dem Burscheu noch zu: „Hättest du nicht der Mutter Kreuz auf deiner Stirne, so würden wir dich zu Staub und Asche zermalmen.“

Vgl. Lütolf S. 175 u. 177.

Von der Trunksucht geheilt.

Während 50 Jahren versah Andreas Planzer, genannt Buggliger, das Sigristenamt in der Pfarrkirche zu Bürglen. Schon öfters hatte ihm eine unsichtbare Person, wenn er des Morgens oder Abends vom Betenläuten kam, Steine nachgeworfen. Auf den Rat eines Kapuziners redete er eines Abends den Geist an, behielt sich aber klugerweise das erste und letzte Wort vor. Das muss man immer, wenn man mit Geistern spricht, denn diese haben keinen eigenen Atem, sondern reden mit dem Atem des Lebenden. „Wer ist da? womit kann ich helfen?“ fragte er. Da wurde der Geist sichtbar; der Sigrist erkannte ihn, wollte aber nie verraten, wer es gewesen; die Leute glauben, dass es seine verstorbene Frau [Rosalia Arnold] gewesen sei. „Du kannst mich erlösen,“ sprach die Erscheinung, „wenn du eine Anzahl Messen für mich lesen lässest und keine geistigen Getränke mehr geniessest.“ Er versprach es und, als ihm zum Abschied der Geist die Hand reichte, hielt er diesem sein weisses Nastuch hin. Es war nachher, soweit es die Geisterhand berührt hatte, verbrannt. Andres aber, bisher ein grosser Freund des „Geistigen“, hielt sein Versprechen getreulich sein Leben lang. Nach ihm bekleidete sein Sohn David († 1911) ebenfalls durch ein halbes Jahrhundert die Sigerstenstelle.

Auch der alte „Bifang-Chaschpi“ im Biel, Bürglen, hatte eine arme Seele erlöst, liess sich aber nicht dazu bewegen, etwas mehr darüber zu erzählen. (19. Jahrh.)

Vgl. Lütolf S. 148. 167. 245.

Die entführten Schweinchen.

Mit gewohnter Sorgfalt hatte eines Abends der alte Ribiger im Berg Herrenzwy seine zwei hoffnungsvollen Schweinchen in ihrem „Chrummä“ eingeschlossen. Ein letzter sorgsamer

Blick überzeugte ihn, dass alles in Ordnung und an ein Entweichen der zwei künftigen Specklieferanten nicht zu denken sei; mit diesem Gefühl der Sicherheit begab er sich zur Ruhe. Gross war darum sein Staunen und Schrecken, als er am nächsten Morgen die Stätte leer fand; kein Schweinchen liess sich erblicken, so sorgsam er auch alle Winkel durchstöberte, und keine Spur nirgends hätte einen Fingerzeig gegeben, auf welchem Wege die Zöglinge entkommen oder entwendet worden. Wochen vergingen; alle Hoffnung auf ein Wiedersehen war entschwunden. Eines Tages geht der alte Ribiger gegen das Tobel, das nicht weit vom Herrenzwy einen grausigen Abgrund bildet, um dort Streue zu sammeln. Da plötzlich tönt aus der Tiefe trautes Grunzen an seine Ohren, er schaut hinunter und sieht auf einem schmalen Felsenvorsprung die schmerzlich vermissten Borstentiere. Rasch wird Hilfe geholt und vereinten Kräften gelingt es, den „Schatz" zu heben. Wie aber die Tiere dorthin gelangt, ist immer ein Rätsel geblieben; mit natürlichen Dingen kann es nicht zugegangen sein. (19. Jahrh.)

Im Herrenzwy ist es überhaupt stark „unghyrig"; im Stalle fand man schon oft zwei Kühe in eine Kette zusammengebunden, und nur durch Zaubersprüche konnte jeweilen der Bann gelöst werden. Leute, die im Hause schliefen, sahen um Mitternacht eine merkwürdig gekleidete, verschleierte Gestalt herbeikommen, die sich, ihr Haupt auf den Bettrand stützend, neben dem Bett oder zu Füssen desselben niederkniete. Einmal betritt eine unsichtbare Person des Nachts das Haus, kommt an die Stüblitüre, klopft an, tritt ein, schreitet zum Bett und hebt dasselbe mitsamt dem darin schlafenden Ribiger in die Höhe. Ein anderes Mal wird derselbe dreimal von einem Geiste mit „Kari" angerufen, da er gerade im Obergaden beschäftigt ist. Er hielt dafür, es sei seine verstorbene erste Gattin gewesen.

Die ungemein lieblich gelegene Bergwiese in der Gemeinde Attinghausen, in alten Urkunden „Herriswies" und „Herrizberg" genannt, diente in frühern Zeiten wie das Eggabergli ob Bürglen als Wacht- und Signalposten in Kriegszeiten. Seit mehr als hundert Jahren ist sie Eigentum des Frauenklosters in Seedorf und wird von demselben in Pacht gegeben. Es ist wohl kaum zufällig, dass es da droben jeweilen, wenn die Pachtzeit zu Ende rückt, besonders „unghyrig" wird.

In der Nähe des Herrenzwy lässt sich dann und wann auch das „Tobelfräulein“ blicken; aber so recht beschreiben kann's niemand.

Dz Mihlibachwoiti.

Durch mehrere Generationen hindurch bekleidete zu Spiringen eine Familie Gisler in der Rütti am vordern Mühlebach das Weibel- und Gemeindeschreiberamt. Es waren grossgewachsene, stattliche und intelligente Leute, weit und breit als „Weibelmannen“ und „Weibelleute“ bekannt; noch heute tragen ihre Nachkommen teilweise den Zunamen Weibel, z. B. Weibel-Hanstoni-Xander, Weibel-Toni-Peters und Weibel-Toni-Sepps bewohnen noch gegenwärtig die Rütti. Einer dieser Weibelmannen wanderte eines Abends spät nach Hause. Etwas hinter Hergerig gesellte sich auf einmal „so ein kurioses Woiti“, fast wie ein schwarzer Hund, aber grösser als ein solcher, zu ihm und begleitete ihn, stets zu seiner Linken und stets in gleichem Abstand ob der Gasse zwischen Bergabhang und Strassenrand schreitend. Da etwas vor dem Mühlebach das Woiti in einem „Furggeli“ den Augen des Wanderers entschwand, wollte dieser schlau sein und durch einige rasche Sprünge demselben heimlich einen Vorsprung abgewinnen. Aber siehe, das Ungeheuer war ebenso rasch zur Stelle. Doch jetzt packte der mutige Mann plötzlich das unheimliche Wesen und warf es in das schäumende Bergwasser hinunter, wobei ein Geräusch wie das Rauschen einer dürren Kuhhaut enstand. Aber nun ergriff er rasch die Flucht, und obwohl sein Haus nur wenige Schritte vom Bach entfernt war, so entkam er doch dem erbosten Gespenst nur mit knapper Not und musste seine Rettung dem glücklichen Zufall danken, dass die Haustüre offen stand. (18./19. Jahrhundert.)

Lütolf 341 Nr. 289; Archiv 15, 70 f.

Das schwarze Schaf.

Ein brandkohlenschwarzes Schaf gesellte sich bei Vorfrutt zu den zwei „Weibelmannen“, die bei Zunachten aus der Alp Fiseten über den Klausen nach Hause heimkehrten. Ein geheimes Gruseln befiel beide und, je näher sie der Stelle kamen, wo sich ihre Wege trennten, desto ängstlicher wünschte jeder im Innern seines Herzens: „Wenn's doch nur mit dem

andern ginge!“ Die Wegscheide ob den Hägen kam, wo der eine seine Schritte gradaus ins Feldmes, der andere bergabwärts zur Rütti lenkte. Den letztern begleitete das unheimliche Tier bis in den „Vorschopf“ der Götschwilerkapelle, wo es verschwand. Ratsherr Johann Josef Arnold, genannt Riedliger, im obern Kleinwiler, ein nüchterner intelligenter Mann [† 1900] bekannte, er habe stets, wenn er nachts an dieser Kapelle vorüberging, irgendwie etwas Gespensterhaftes bemerkt. Auch andere unerschrockenen Männer behaupten, es sei daselbst, wie sonst bei keinem Gotteshaus, nachts so merkwürdig unheimlich. (19. Jahrh.)

Merkwürdige Erscheinung.

Weibel-Toni-Sepp mit seiner Geliebten sitzen eines Abends, da sie vom Markte von Altdorf heimgekehrt, vor dem Haus in der Rütti und plaudern fröhlich und in allen Ehren mit einander, keines Unrechtes sich bewusst. Da, auf einmal erblicken sie auf dem Bödemli unterhalb des Nachbarhauses in Riedliger-Thadees Hostet ein Weibsbild, das wie rasend in unheimlicher Schnelligkeit einigemal im Kreise herumspringt und dann plötzlich verschwindet. Das „Karisieren“ haben sie dann an jenem Abend aufgegeben. (19. Jahrh.)

Verführt.

Dass die ganze Umgegend bei der Rütti und Hostet am vordern Mühlebach gespenstig, beweist auch das folgende Erlebnis. Riedliger-Thadees Maria in der Hostet wollte des Abends spät zum Stalle, der nicht weit vom Hause entfernt ist. Er fand ihn aber nicht, wanderte die ganze Nacht hindurch ohne Ruhe und Rast und ohne je zu wissen, wo er sich befinde, und als es am Morgen in Spiringen zu Beten läutete, befand er sich zu Hergerig auf der Bsetzi vor Ratzigers Gaden; erst jetzt war der Bann gebrochen. (19. Jahrhundert.)

Irreführende Geister: Archiv 14, 181 f.

Bestrafte Nachlässigkeit.

In der Ruosalp hatten die Hirten schon öfters eine unbekannte Mannsperson beobachtet, die sich viel bei den Rindern aufhielt. Man merkte bald, dass man es mit einem Geist zu tun habe, und der Hirt redete ihn eines Tages an. Der Geist

bekannte nun, er sei einst vor vielen Jahren in der Ruosalp Hirt gewesen; ein Rind fiel zu Tode, und er als Hirt versäumte es aus Trägheit und Nachlässigkeit, den Besitzer rechtzeitig zu benachrichtigen, sodass dieser fast keinen Nutzen mehr aus dem Stück Vieh ziehen konnte. „Ich muss nun wandlen, bis der Schaden ersetzt oder mir die Schuld vom Besitzer geschenkt wird.“ Die Erben des Geschädigten wurden verständigt und schenkten dem ehemaligen Hirten die Schuld vollständig. Seitdem wurde er nicht mehr gesehen.

Walliser Sagen S. 220.

Die zwei Hexen.

Ein Knecht in Schattdorf besorgte das Vieh seines Meisters im Berggut desselben. Zwei Katzen trieben sich dort bei seinen Arbeiten und Hantierungen beständig um ihn herum, neckten und störten ihn, wie sie nur konnten. Da es ihm zu bunt wurde, schlug er mit dem Beil nach ihnen und hieb der einen den Schwanz, der andern eine Pfote ab. Als er kurze Zeit später des Meisters Haus besuchte, fand er die Frau und Tochter desselben krank im Bette; der Mutter war eine Hand, der Tochter der Haarzopf abgeschnitten.

Lütolf 213 Nr. 143; J. Jegerlehner, Sagen aus dem Unterwallis (Basel 1909), 117 Nr. 15 und die Anmerkung dazu in „Märchen und Sagen aus dem Oberwallis“ (im Druck).

Der Schächentaler als Tagsatzungsgesandter.

„Uff Bärä-n-üfa“ [gemeint ist wohl eine Tagsatzung überhaupt] sandten einmal die Urner einen urchigen Schächentaler. Seine landtuchigen Kleider, das Ränzchen am Rücken, der ausgiebige Bergschritt, das ungenierte Auftreten bringen wohltuende Abwechslung in das prosaische Alltagsleben der „Grossstadt“. Da die Tagherren des Landes Wohl in feierlicher Sitzung beraten, kommt die Reihe auch an den urnerischen Ratsboten und der Vorsitzende fragt ihn: „Was dünkt Euch gut?“ „Hung und nywä Ziger dunkt-mi noch güet“, antwortet prompt die „Unschuld vom Lande“. Eine gewisse Heiterkeit bemächtigte sich der ernsten Versammlung, und mit einem leichten Anflug von Humor und Satyre schrieb man nach Uri: „Habt ihr keinen dümmern vorrätig?“ Im fernern Verlaufe der Tagsatzung entpuppte sich aber der Schächentaler als ein schlauer Kopf, der oft, und jedesmal zündend, in die Debatte eingriff. Am Schlusse der mehrtägigen Verhandlungen lautete

das allgemeine Urteil: „Keinen Gescheidtern hätten die Urner schicken können“.

Grob. (Schwank.)

Dem Landammann von Uri bringt ein Schächentalerbäuerlein den Zins. Gemütlich packt es, während die Quittung geschrieben wird, den Tabaksack heraus, bedient sich auch des stets bereiten Pfeifenlösers zum Reinigen des Pfeifchens, den „Dreck“ auf die Stubendiele hinausblasend, zieht eine Rolle vom echten, wohlriechenden Bauernkanaster hervor und fängt an, mit seinem Taschenmesser das edle Kraut auf dem feinen Mahagonitisch zu verkleinern. „Grob, grob!“, meint kopfschüttelnd das würdige Standeshaupt für das köstliche Gerät besorgt. Der Zinsmann bezieht das „Grob“ auf die grobe Beschaffenheit des Tabaks und antwortet gelassen: „I ryb-änä de noch ä chly.“

Der Schächentaler im Krieg.

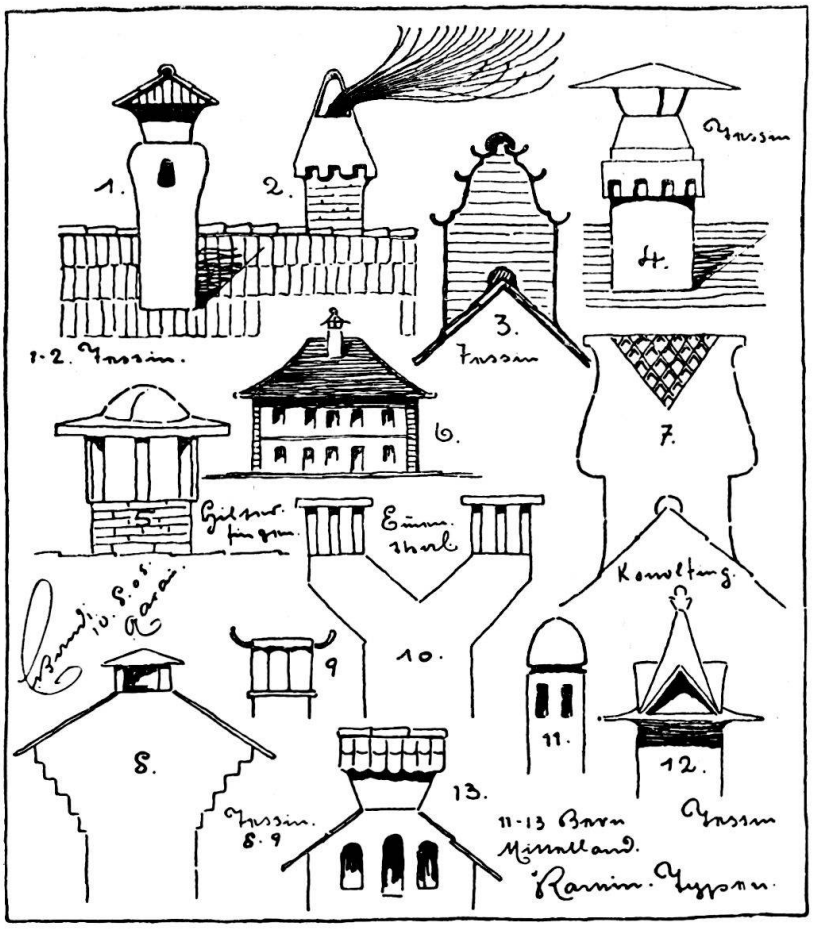
Zu den tapfern Urnermilizen, die im Sonderbundskrieg die Expedition auf den St. Gotthard mitmachten, zählte auch Josef Maria Gisler, der alt Baldriger, von Spiringen. Eine feindliche Kugel streifte knapp sein rechtes Ohrläppchen und verbrannte es einwenig. Etwas aufgeregt, murrt der sonst so kaltblütige Krieger: „Da ha-n-i oi noch[1]) der Grind etz de nu bald einisch uff d'Sytä“. — Dem alten Branden Marie von Spiringen pfiff bei der nämlichen Gelegenheit eine Kugel zwischen den aussergewöhnlich langen Beinen hindurch. Daheim fragte man ihn: „Wie isch g'gangä?“ „He, gottlos uwitzig ist züeg'gangä; bald wär-i dä Veglä gsy[2]), dur g'Griggälä durä hends-mer gschossä!“ Der Nämliche war als Rekrut recht oft unter die Strafexerzitanten versetzt worden, die man damals scherzweise die „Hundert Schweizer“ nannte. Später wurde einmal in seiner Gegenwart von der bevorzugten Stellung der „Hundert Schweizer“ (der königlichen Garde) zu Paris, von der Tapferkeit und den Heldentaten derselben „verhandlet“. Ahnungslos mischt sich unser Marie in das Gespräch und meint: „Dië hundert Schwyzer! eh, dië sind doch nyt Bsundrigs, bi denä bin ich mängisch gsy!“

[1]) „Noch“, eine von den Schächentalern häufig gebrauchte Interjektion, um deretwillen man sie „Nochler“ nennt. „Aber dië jungä Schächädaller tiënt nimmä nochlä.“ Der alles ausebnende Einfluss von Schule und Verkehr wird auch diese Mundart bald weggefegt haben. — [2]) Bald wäre ich als Aas den Vögeln zur Speise geworden.

Der gnädige Nuntius.

In Schattdorf fährt einmal Sonntags der päpstliche Nuntius vorbei. Fast auf allen Wiesen liegt duftiges Heu, beichlingeldürr des Eintragens wartend. Aber niemand rührt einen Arm zur Arbeit, nur da und dort sieht man ein Bäuerlein verlegen in der Wiese herumstampfen. „Warum traget ihr das Heu nicht in die Scheunen“, fragt der hohe geistliche Herr. „Heute ist's Sonntag, und unser Herr Pfarrer will es nicht erlauben“. „So erlaube ich es, dem Pfarrer werde ich schon Mitteilung machen“, entscheidet nun der leutselige Prälat zur grossen Freude und Erleichterung des Völkleins.[1])

[1]) Es handelt sich vielleicht um den Nuntius Dominicus Passionei, der 1725 bis 1730 in Altdorf residierte und mit dem Pfarrer Isenmann von Schattdorf befreundet war.



Kaminformen aus den Kantonen Tessin und Bern, nach Zeichnung von Architekt E. Bandi †.
(Vgl. Schw. Techniker-Zeitung 1905 Nr. 17.)